

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

16.12.1934 (No. 50)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 50



16. Dezbr. 1934

## Friedrich Singer / Advent

Advent, ihr Kinder, laßt euch sagen,  
ist eine heilig-ernste Zeit!  
Da hört man keine Türen schlagen,  
kein Wort, das in die Stille schreit.

Ein Engel Gottes geht bedächtig  
durch unsern frommen Dämmertraum  
ein Sehnen ist schon reg' und mächtig  
nach Glück und Glanz vom Lichterbaum.

Ein grünes Kränzlein hängt im Zimmer  
vier rote Kerzlein steck' ich drein;  
sie geben heute zagen Schimmer:  
Ein armes Lichtlein brennt allein!

Ihr aber sollt zum Tische treten  
so leise, daß die Stille klingt,  
und sollt ein Vaterunser beten,  
daß der Advent euch Gnade bringt.

Schon nächsten Sonntag steht ihr dichter  
und froher um das Kränzlein her:  
Es funkeln zwei der lieben Lichter,  
der Schatten lastet nicht so schwer!

Und wenn dann drei der Wunderquellen  
aufstrahlen in erlauchter Glut,  
wird's vierte bald hinüberschwellen  
in des ersehnten Christbaums Flut.

So, Kinder, kommt auf stillem Pfade  
des festes holder Tag herbei,  
wo dann der volle Strom der Gnade  
die Herzen macht von Sünde frei.

Drum, wenn der Wind, der Waldentlauber,  
nun draußen flockenträume spinnt,  
so gebt euch hin dem scheuen Zauber,  
der heimlich den Advent durchrinnt.

## Wolfgang Joho / Badische Historiker

Franz Schnabel — Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert — Band 3

Vor einiger Zeit ist nach dem ersten Band (Grundlagen und Voraussetzungen) und dem zweiten (Monarchie und Volkssouveränität) der dritte Band von Franz Schnabels *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert* im Verlag Herder, Freiburg i. Br., erschienen, der sich betitelt: *Erfahrungswissenschaften und Technik*.

Nach der Lektüre der drei Bände — das Werk wird fortgesetzt — würde man den Obertitel wählen können: *Deutsche Geistesgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Denn dargestellt ist bisher die geistige Geburt des 19. Jahrhunderts aus und im Kampf mit dem 18. Jahrhundert, seine Entwicklung in den ersten fünfzig Jahren und gleichzeitig die Krise des Jahrhunderts. Aus dem vorliegenden Band gewinnt man (wie schon aus dem zweiten) den Eindruck, daß die Hauptabsicht des Verfassers die kritische Auseinandersetzung mit dem von ihm geschilderten Zeitabschnitt ist, man gewinnt den Eindruck, daß es ihn gereizt hat, durch Schilderung der Unzulänglichkeiten des Jahrhunderts den Zeitgenossen der Unzulänglichkeiten des Jahrhunderts zugrunde gehen gleichsam den Spiegel vorzuhalten und die Gründe dafür aufzuführen, wieso in der jüngsten Vergangenheit das geistige und politische Ideengut des 19. Jahrhunderts zugrunde gehen mußte. „Die Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts hat zu

berichten, wie die Loslösung aus der Spekulation und der großartige Ausbau der Spezialwissenschaften sich vollzogen haben, wie aber gleichzeitig auch die universale und humane Denkart darüber verloren gegangen ist.“ In diesem Satz Schnabels ist der Inhalt des vorliegenden Bandes und die Absicht des Autors wohl am klarsten ausgedrückt. „Erfahrungswissenschaften und Technik.“ Der Titel könnte auch lauten: *Von der Einheit zur Vereinzelnung, vom Universalismus zum Spezialistentum oder vom Organismus zum Mechanismus*. Schnabel zeigt, wie in Philosophie, Geschichts- und Naturwissenschaft mit der Verbreiterung des Wissensstoffes und der Erkenntnis eine ungeheure Spezialisierung einsetzt, wobei der Blick für die Gesamterscheinung, für die geistigen Zusammenhänge und für die Einheit der Welt immer mehr verloren zu gehen droht. Verloren zu gehen droht, also noch nicht ganz verloren geht! Es fehlt, bis zu den fünfziger Jahren zumindest, durchaus nicht an einzelnen Männern, die um die einheitliche Gestaltung eines riesigen Stoffes ringen.

Ein ganzer Abschnitt — von insgesamt vier — ist Hegel und seiner Zeit gewidmet. Hegel, der „auf der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts steht“, weist wie ein Januskopf nach rückwärts und vorwärts zugleich: er ist einer der letz-

ten Enzyklopädisten, der — oft allerdings sehr zwanghaft — ein ungeheures Wissen zu einer Summa, zu einer inneren Einheit verschmilzt. Insofern weist er in die Vergangenheit. Aber in seinem enzyklopädischen System fehlt von allen Gebieten eines: die Ethik! Hier steht die Hauptkritik Schnabels ein. Hierin sieht er Hegel dem 19. Jahrhundert verwandt, von diesem Versagen auf dem Gebiet der Ethik nimmt nach seiner Ansicht die Kulturkrise des Jahrhunderts ihren Ausgang. Wie ein Zeitmotiv durchzieht diese Kritik das ganze Buch und alle Geistesgestalten und die Geistesrichtungen werden danach gewertet, ob in ihnen eine Ethik, ein Sinn für die Ganzheit und für die organische Verbundenheit der Welt vorhanden war oder nicht. Der erste Abschnitt über Hegel und seine Zeit ist eine in ihrer Art glänzend gelungene erweiterte Einleitung zu dem ganzen Werk, und es ist von fast dramatischer Spannung, zu verfolgen, wie ein bei all seinen Umständlichkeiten doch riesiger Geist wie Hegel den Autor anzieht und abtötet zugleich.

Auch Ranker steht in einem gewissen Sinn noch an der Wende. Mit wissenschaftlicher Kritik tritt er an die Geschichte heran, er will, typisch für sein Jahrhundert, „geschichtliche Tatbestände objektiv feststellen.“ Aber er sucht noch Ordnung in den ungeheuren Wust äußerer Tatsachen zu bringen, er, dem Weltgeschichte die letzte Erfüllung war, sucht nach der Idee in der Geschichte. Da er aber eine Idee nicht findet, findet er für die verschiedenen Völker verschiedene Ideen, was dem Universalbegriff Schnabels nicht entspricht. Was dem Verfasser vorschwebt und was er tabelt, wird besonders klar bei seiner Kritik Schleiermachers. In dessen Bemühungen sieht er den „unvollkommenen Versuch, moderne Wissenschaft und christlichen Glauben zu verbinden.“ Er bahnte dem Relativismus den Weg, er setzte an die Stelle der mittelalterlichen Ordo die Persönlichkeit und das Recht des geschichtlichen Wandens. — So wird überall, wo Schnabel die geistig bedeutenden Männer und Kräfte des Jahrhunderts schildert, die Kritik deutlich, ohne daß sie übrigens eine bestimmte Objektivität der Darstellung überwuchert. Die kritische Schilderung Schnabels hat den Vorzug der Lebendigkeit und regt gleichzeitig zum Nachdenken, oft natürlich auch zum Widerspruch an. Selten werden sich die Geister so scharf scheiden wie da, wo sie die unmittelbare Vergangenheit ihres eigenen Volkes betrachten!

In den Darstellungen der Naturwissenschaften ist es bei Schnabel nicht anders als bei den Geisteswissenschaften. Hier stellt der Autor besonders deutlich die „organische und universelle Auffassung des deutschen Geistes“ der „mechanistischen Betrachtungsweise des westeuropäischen Denkens“ gegenüber. Das beeinflusst selbstverständlich auch die rein tatsächliche Schilderung. So, wenn er die Ärzte Windischmann und Ringseis als Kämpfer gegen die „materialistische“ Heilkunde verteidigt, oder wenn er den Begründer der Homöopathie, Hahnemann, dafür lobt, daß er noch zur „alten deutschen universellen Heilkunst“ gehört. Auch gewährt er dem berühmten Arzt Johannes Müller einen breiten Raum, während sich der nicht weniger bedeutende Virchow als Vertreter der materialistischen Medizin mit einigen Zeilen begnügen muß. Schnabel verlebendigt die Darstellung eines an sich oft etwas spröden Stoffes durch außerordentlich gelungene und fesselnde Bilder einiger ganz überragenden Gestalten des Jahrhunderts. Zu ihnen gehört seine Schilderung Alexanders von Humboldt, dessen einsame Größe und Doppelstellung zwischen zwei Weltaltern er packend plastisch ersehen läßt. Zu ihnen gehören auch die Bilder der ergreifenden Gestalten eines Gauß, des berühmten Mathematikers, und eines Friedrich List.

Einen sehr großen Raum innerhalb der Gesamtdarstellung nimmt der Abschnitt über die Entwicklung der Technik ein, was außerordentlich zu begrüßen ist, da bisher kaum ein Historiker sich daran gewagt hat, Technik und Industrie ausführlich im Zusammenhang mit der Geistesgeschichte zu betrachten. Schnabel trägt hier eine außerordentliche Menge von Tatsachen zusammen, die er in den allgemeinen Zusammenhang einordnet. Wenn hier auch naturgemäß und durch den Stoff be-

dingt die kritische Auseinandersetzung etwas mehr in den Hintergrund tritt, so wird sie doch völlig deutlich und ergänzt die weltanschauliche Stellungnahme des Verfassers, die das ganze Werk durchzieht. Es ist nun durchaus nicht so, daß Schnabel die ungeheure Entwicklung von Technik und Industrie im 19. Jahrhundert ablehnt und in der technischen Entwicklung als solcher das Uebel sieht. Schnabel ist Historiker und Mensch des 20. Jahrhunderts genug, um diese Entwicklung nicht zu negieren. Nicht daß die Entfaltung der Technik gekommen ist, kritisiert er, und macht er für die Vertiefung der Kulturkrise mit verantwortlich, sondern wie sie gekommen ist, von welchem Geist bzw. Ungeist sie getragen wurde. Die Gefahr der Mechanisierung, der Entseelung ist in der Welt der Technik besonders groß und wird durch sie gefördert. Und diese Gefahren sind nach Schnabel nur „durch Fortdauer und Erneuerung des christlichen Erbgutes hintanzuhalten.“ Nach seiner Auffassung war der „Katholizismus besonders geeignet, den kapitalistischen Geist in seine Schranken zu weisen.“ Man sieht, wie sich hier das Bild der Weltanschauung des Autors rundet: der Katholizismus als die einzige mögliche ethische Grundlage und als Ausgangspunkt aus der Kulturkrise des 19. Jahrhunderts.

So schließt der dritte Band mit einem pessimistischen Ausblick auf die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Die Kulturkrise, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon im Keim angelegt ist, wird später zum vollen Ausbruch kommen. Der bezeichnende letzte Satz von Schnabels Buch lautet: „Alsdann ist aus dem technischen Geiste und der politischen Einheit die industrielle Großmacht hervorgegangen, in der die Entfaltung der sittlichen Energien nicht mehr Schritt gehalten hat mit dem intellektuellen Fortschritt.“

Wir haben in der Würdigung des zweiten Bandes von Schnabels Gesichtswert gesagt, daß der Verfasser in seiner dreifachen Eigenschaft hervortritt: als Süddeutscher, als Demokrat, und als Katholik. In dem vorliegenden Band wird fast ausschließlich die katholische Haltung des Autors evident. Darum muß eine Anerkennung oder Ablehnung von Schnabels Werk zum größten Teil von der Stellungnahme des Lesenden zum Katholizismus abhängen. Man gewinnt an manchen Stellen des Buches fast den Eindruck, als handle es sich um eine Geschichte im Zeitalter der Renaissance und Reformation auf einer anderen Ebene. Denn zwei Antipoden, ähnlich jener des 16. Jahrhunderts, stehen sich auch in der Darstellung Schnabels ausgesprochen und unausgesprochen immer gegenüber: Ordnung, Universalismus und Einheit der abendländisch-christlichen Welt gegen Bewegung, Fortschrittsglaube und Individualismus. Der Autor steht klar auf der Seite der ersten Gruppe, wenn er auch die Notwendigkeit der Entwicklung nicht leugnet. Im Katholizismus sieht er die geistige Kraft, die die vorwärtstürmenden Kräfte und Mächte der Bewegung im 19. Jahrhundert zu einer neuen Ordo hätte zusammenschließen können. Dem ist zu entgegnen, daß neue geistige und wirtschaftliche Bewegungen auch ihre neue Ordnung finden müssen. Jedes Zeitalter schafft seine neuen Wertungen und Ordnungen, die, obgleich sie relativ und zeitgebunden sind, den Zeitgenossen absolut und ewig erscheinen. Das geht niemals von einem Tag auf den andern, und man nennt die Zeiten, in denen neue Ordnungen erst geboren werden müssen, Kulturkrisen. Es ist möglich, daß das ganze 19. Jahrhundert eine unausgesetzte Kulturkrise darstellt.

Innerhalb des Rahmens, den sich Schnabel gesteckt hat, ist sein Werk eine weltanschauliche Einheit, die imponiert und unendlich höher steht als jene Werke mancher Historiker, die darin die Objektivität der Geschichtsschreibung erblicken, daß sie selbst überhaupt keine Weltanschauung vertreten, um dafür nach Belieben bei den verschiedenen geistigen Strömungen der Zeit ihre Anleihen zu machen. Im übrigen, was ausdrücklich noch einmal betont sei, trübt Schnabels geistige Gebundenheit nicht seinen Blick für die Erscheinungen und Ausprägungen seiner geistigen Antipoden, wenn man natürlich auch keine Liebe zu ihnen von ihm fordern kann.

## Philipp Leibracht / Ernst Bacmeister

Rede zum 60. Geburtstag in der „Bad. Heimat“, Karlsruhe. (Gefürzt.)

### II. (Schluß.)

Schon früh — zu Beginn seines dramatischen Schaffens — hat Ernst Bacmeister seine besondere Auffassung des Tragischen geistvoll begründet und dargestellt in dem Essay: „Die Tragödie im Lichte der Anthropogenie“, der mit den bedeutungsvollen Sätzen schließt:

„Das Tragische als ein Urprodukt der Menschheitsentwicklung, greift, zur Tragödie geformt, selbst helfend in diese Entwicklung ein. Die Tragödie ist das weltgeschichtliche Dokument des Uebergangs vom vorwiegend sinnlichen zum vorwiegend sittlichen Menschen.“

Mit dieser Bestimmung der Tragödie zur Erzieherin des Menschengeschlechts aus der triebhaften Leidenschaft, über die Stufe seiner rein moralischen Selbstbegrenzung im Geise,

hinauf zu der Höhe rein sittlich bestimmter Lebensführung mit der heilsmächtigen Geistigkeit der erlösungsmächtigen Menschen wächst Bacmeister hoch empor über die Tragödie alten Stils.

„Meine Helden sind lauter besessene Sieger. Ihre Tragik ist lediglich die Einsamkeit, in der sie als Angreifer aus Nicht-überschwang gegen die dunkle Umwelt stehen, die im Kernschatten des tragischen Ungeistes liegt. Daß ich den Geist selber als lebensschöpferische Geistessee willenserfüllt, heroisch und leidenschaftlich, in das Bühnenpiel einführt, dies, denke ich, ist mein Neues. Aber hiermit glaube ich auch ein geistesgeschichtlich notwendig Neues zu bringen: weil unser Wertbewußtsein die bloß sinnlich begründete Tragik überholt hat und nach einer Höherlegung der Konflikte verlangt, wenn

ihnen das Gewicht tödlicher Unbedingtheit auch weiterhin bleiben soll. — Aus meiner Absicht, an der Klärung der Grundverhältnisse des Menschen als eines zur Vergeistigung berufenen Weltwesens durch ergreifende Gestalten mitzuwirken, ergab es sich, daß ich der zeitlichen Fesselung in meiner Dichtung entzogen konnte.

Ich bedurfte der äußerlichen Aktualität nicht, weil ich das ewige menschliche Ringen zwischen dem Göttlichen und Widergöttlichen meinte — in meiner Sonderlicht: den Streit des lichteren Bewußtseins mit dem weniger lichten. Darum verlegte ich meine Tragödien in die dunklere Vergangenheit, um meine heldischen Kampfrufer des Geistes desto eindeutiger und wirksamer zu gestalten. Am historischen Stoffbestand als solchem lag mir also nie!

Die strenge klassische Form wählte ich aus Veranlagung und Ueberzeugung.

In den Aeußerungen Ernst Bacmeisters zum Wesensgehalt seiner Tragödie spricht unüberhörbar ein leuchtender Optimismus mit jener Optimismus, durch den er sich auch bewußt von dem Pessimismus Hebbels, des großen Anklägers aus beleidigter Vernunft, scheidet und über ihn hinauswächst.

Dem überirdischen Lösungszwang des Konflikts in der antiken Tragödie und dem blutgebundenen Drama Shakespeares steht Bacmeister die Ueberwindung der inneren Nötigung durch den freien Entschluß des souveränen Menschen entgegen, der „dem Geist gefesselt aus der Tiefe dient“. Es muß uns dabei klar sein, daß es hier nicht um eine gewagte Uebergipfelung dramatischer Kunst geht, sondern um das Schicksal der Tragödie als Ausdrucksform überhaupt.

Versuchen wir nun von diesem Blickpunkt her eine ganz kurze Uebersicht über das dramatische Werk unseres Dichters im freien Nachgang eines von ihm selbst erhaltenen „Sinnspiegels“ seiner Dramen zu geben, deren vier in einem Bande zusammengestellt sind unter dem Titel „Innenmächte“, während die anderen einzeln erschienen sind.

In der 1909 vollendeten Tragödie „Andreas und die Königin“ scheitert die ungezügelte Sinnlichkeit der schönen Johanna von Neapel in leidenschaftlichem Liebesanstorm an unerlöschlichen Messiasgeiste ihres fürstlichen Gatten und seiner übermäßigen Gegenforderung sittlicher Herzenszucht, mit der er die schon tief Gefunkene zu sich heranzuziehen sucht. In hoher Lage vollzieht sich das Schicksal zweier ungewöhnlicher Menschen, einsam in ihrer Maßlosigkeit des Blutes wie des Geistes trotz einer innersten Bindung, einer übermoralischen Erlösungsgemeinschaft.

Während diese fühne und Spannungsmächtige Tragödie in Meiningen und später in Berlin aufgeführt wurde, ging das Drama „Lazarus Schwendi“ 1920 in Eisenach über die Bühne. Lazarus Schwendi, der bürgerliche Kondottiere einer vitalen Epoche, verrät um der ersehnten goldenen Rittersporen willen seinen Freund, den Grafen Vogelsberg, an Karl V. Der Verräter fällt unter dem Beil, und gegen das Gespenst der Schuld versucht der tüchtigkeitsfanatische Ritter sich zu verhängen. Der heiligen List und der tapferen Liebe seines grund-sittlichen Weibes aber gelingt die Wandlung in ihm zur feineren Selbstbesinnung aus Reue. In der Tragödie „Die dunkle Stadt“ (Uraufführung in Stettin 1921) läßt sich Hanno Boytin, ein Träger vergeistigter Weltliebe, seiner weise gewahrten Stille durch Mitleid, zum Schutze einer verlorenen Dirne, entlocken und kämpft volksaufwühlend für das freie Innenlicht der irdischen Lebensandacht. In der Tragödie „Arete“, die 1925 im Stadttheater Freiburg zur Uraufführung kam, ist die Ebene der Moral als Gestaltungsmacht schon vollkommen verlassen, die Handlung erhebt sich auf eine Stufe sittlichen Ringens, die gemeinsam mit dem Dichter durch das Spiel zu erreichen, von dem Hörer einen gewaltigen inneren Aufschwung verlangt. In den nun folgenden Tragödien wird der zentral gesehten Dichtgestalt eine immer aggressivere Rolle gegen die dunkle Mitwelt zuerteilt. Der schicksalsfreie Geist

wird selbst zum Haupttagens der Handlung.“ So vor allem in der „kardinalen“ Tragödie „Maheli wider Moses“, die durch ihre entscheidende Erörterung des Führungsgedankens von einer tieferen Aktualität für uns alle ist.

Im Jahre 1928 entstand die Tragödie „Der Kaiser und sein Antichrist“, die im Mai 1933 in Düsseldorf zur Uraufführung kam. Pippin muß die Würde eines Erzbischofs ablehnen, er „kann nicht gegen seinen Geist“, ihm schwebt das Glück des Reiches anders vor als seinem machthörigen Vater, er ringt mit dem Kaiser um die Wahrheit und Wirklichkeit eines höheren Herrscherberufs, doch Kaiser Karl gibt der feimenden Ahnung in der eigenen Brust nicht Raum und tilgt den überhellen Geist Pippin als Störung feinere blutsicherer Wesenswucht aus.

Um den tragischen Urhelden des Dichtes aus dem germanischen Mythos selbst zu gestalten, entstand die Tragödie „Siegfried“ (1931), in welchem wohl das äußerst Mögliche an spiritueller Gestaltung für die Bühne gewagt wurde. „Keines meiner Werke“ — so sagt der Dichter selbst — „scheint mir genauer als dieses meinem eigenen dramatischen Bekenntnis zu entsprechen, wie ich es heute folgendermaßen in Worte fassen möchte:

Die tragische Bühne ist das Spielfeld des heroischen Geistes, der sich aus Dichtüberfluß dionysisch selber die dunklen Lebensmächte zum Widerstande setzt, um sich in heldischem Kampfe mit ihnen apollinisch zu gestalten. Jede Tragödie ist verfehlt, die uns nicht in allen Kräften hochbeschwingt entläßt. Dazu bedarf es der strengsten Form, weil durch die miterlebte Gegenpannung des leidenschaftlichen Spielinhalts und seiner künstlerischen Bändigung das Gemüt und der Geist des Zuschauers aufs heftigste widereinander erregt werden und inmitten der Erregung immer wieder zu schwebender Versöhnung kommen: was die feinste Innenermächtigung des Menschen bedeutet.“

Das vorläufig letzte Drama Ernst Bacmeisters trägt den Titel „Konstantins Taufe“, eine Religionstragödie. Am Ende steht Athanasius neben dem Kaiser, der Triumphator christlicher Glaubensmacht neben dem besiegten Sieger geistiger Erbseligkeit.

Bacmeisters titanisches Streben wird ihm unter keiner Verhinderung oder Gefahr, an keinem Lob oder Abpruch zersplittern, und sein Weg wird auch unter dem Druck zähester Not niemals dort münden, wo Kleist, Nietzsche und Hölderlin vereinsamt in Verzweiflung und Umnachtung die dunkle Schwelle überschritten haben, als sie gleich ihm versuchten, mit ihrem unbedingten Ich die Welt zu verwandeln. Ernst Bacmeister hat früh erkannt und nie verlernt, daß das Geheimnis und der Wille zu aller Wandlung der Welt nur dem nicht zum Verhängnis wird, der sich im Tiefsten mitzuwandeln weiß. Schritt für Schritt, Stufe um Stufe hat er sich — sein taddenkerisches Ziel unverrückbar im Auge — mitverwandelt mit der Welt, die er durch seinen Geist immer höher schuf, indem er sich im königlichen Spiele immer wieder aus der einsam spirituellen Schau einsinken ließ in die mütterlichen Urgründe erdewiger Dunkelheit, um sich aus ihnen immer neu, geistberufener und erlösungsmächtiger zu erheben. So konnte er wundersam jung bleiben im Sinne von Meister Eckharts Erkenntnis: „Jung ist, wer seiner Geburt nahe ist.“

Und so konnte ihm, dem Dichter und Geistigen höchster Ausprägung, auch niemals sein Volk entfallen. Er schafft mit an des Volkes immerwährender Neuschöpfung, Erziehung, Emporführung und wahrhafter Einigung. In diesem Sinne der wechselseitigen Beziehung zwischen Volk und Dichter stehe hier — ins Große gesteigert und mit einem nochmaligen Blick auf die Tragödie Hölderlins und Nietzsches — ein dankbares Wort Ernst Bacmeisters aus einer schlichten Studie, die einem naturhaften Frauenwesen galt, aber ebenso dem Volke gelten könnte: „Du erlittest meinen Geist und liebest mich deinen Schöpfer sein; so brauchte ich nicht ein Narr werden, sondern konnte ein Mensch bleiben.“ —

## Badische Erzähler

### Hermann Erich Busses neuer Heimatroman.

Immer wieder bannt den Heimatwanderer, wenn er die Weinebene durchpilgert, das Schöpfungswunder des Kaiserstuhls mit unverfäglichem Zauber. Gibt es doch kaum eine andere Gegend unseres Landes, die derart den Eindruck des Ueberraschenden beim ersten Anblick weckt als dieser vulkanische Block, kaum eine, die so auf den ersten Anblick überwältigt und zugleich zur Deutung ihrer letzten Geheimnisse und geheimsten Schönheiten feste Wiederkehr erheischt, die derart packt, um den von ihrem Erlebnis bis auf die Grundtiefen des Herzens durchschütterten Besucher nie mehr loszulassen. Und war es nicht jedesmal, wenn man diese Landschaft durchwanderte mit dem großen Endziel des unvergleichlichen Brei-lach, als ob dieser wunderbare Strich unseres heimischen Landes, gerahmt von Schwarzwald und Vogesen, nach einem Dich-

ter verlange, dem zu sagen gegeben wäre, was uns beim Betreten des Bodens unbewußt durchwallte?

Hermann Erich Busse hat nun nach dem Kranze des Kaiserstuhl-Dichters gegriffen in seinem jüngsten Roman „Die Leute von Burgstetten“ (erschienen im Paul-Kist-Verlag, Leipzig, 288 Seiten). Was der Monograph des Kaiserstuhls, Hans Schrepfer, auf Grund jahrelanger Forschungen wissenschaftlich zu ergründen strebte, das Verhältnis von Natur und Mensch, das mit tausend Fäden innerer wie äußerer Bezogenheiten ineinander verwoben ist, suchte Busse voll intuitiver Schau im dichterischen Gleichnis zu formen. Das Buch kennt keinen eigentlichen Helden im Romansinn, so stark auch zuweilen die Prachtgestalt des Nebbauern Burkhart König in den Vordergrund rückt. Held dieses Werkes ist und bleibt die Landschaft, die sich in ihrer ganzen Vielgestalt vor dem Auge des Lesers ausblättert: Held ist der Strom, der

gleich dem Herzschlag das Land durchbraust, Helden sind die Wälder an seinen Ufern, die Berge, die sie überkrönen, die Städte und Städtchen, von denen jedes einen Schicksalswinkel deutscher Geschichte darstellt.

Erbraust nun die Landschaft als der Orgelpunkt des Ganzen, so bewegen sich über ihm die Menschen und deren Schicksale als die eigentlichen erzählerischen Themen, stets in Verbundenheit mit diesem Grundton, dem sie teils zustreben, teils sich von ihm zu entfernen trachten. Aus dem Ferntrieb und der Heimatliebe dieser Kaiserstuhler Leute, die eingeboren sind in die Zwieselt der Landschaft, in der sich Berg und Ebene stoßen, Strom und Starre treffen, baut sich die Kontrapunktik dieses Geschehens. Doch hat der Autor seine Schöpfung keineswegs an der Zeit vorbeikomponiert, um sich im begrenzten Bezirk lokaler Heimatidylle zu verlieren, er zwingt seinen Leser mitten hinein in die Problematik der Nachkriegsjahre, zeigt die Verfehlung der Herzen und Hirne durch das Schlagworthafte dieser Zeit, die Entwurzelung von Werten, die schließlich doch als die einzige Grundfeste gelten müssen, auf dem sich der notwendige Aufbau vollziehen kann. Busse hat das Wort Heimat auch in diesem Romane in einem tiefsten metaphysischen Sinne gefaßt. Denn Heimat bedeutet ihm, den es sie stets wieder neu zu erleben und in sich aufzunehmen drängt, nicht die Verengung, sondern die Weite, nicht sicherer selbstzufriedener Besitz, sondern ein stets wieder zu eroberndes Ziel. Nur im Sinnbild der Heimat ist für ihn, so wie es bereits ein Hebel getan, das Unendliche, die Ewigkeit, Gottes nimmermüdes Wirken und Offenbaren zu erfassen. Und der Mensch wird sich selbst erst dann völlig zu ergünden vermögen, wenn er sich als unablässbares Stück dieser Heimat empfindet und erkennt, „voller Geheimnis und voller Einsicht“. So wird der Kreis der Heimat so weit und kühn geschlagen, daß selbst nicht ein Menschenleben, ja, das Leben von Generationen nicht genügt, ihn völlig auszusprechen. Die Heimat bleibt der Wunder größtes in unserem Dasein. Und was wäre ein Leben ohne ein Wunder? In einer Zeit, da die Ueberherrschung des Verstandes die Welt von dessen letzten Spuren zu entvölkern drohte, hat Busse zurückgemahnt zu den Quellen unseres Wesens. Sie springen klar und hell in dieser Erzählung, denn der Dichter läßt sie aufrauchen aus mythischer Ur Tiefe.

Notgedrungene Nachschrift des Schriftleiters. Sehr einverstanden lieber Münchner Mitarbeiter Zentner, aber doch hast Du was sehr Wesentliches in Busses Kaiserstuhl-Roman in Deiner Vierherrlichkeit vergessen: den Geist des Weines, den Busse als unangreifbarer Kenner über seinen, bis jetzt besten Roman hat sprühen und funkeln lassen. „Leber allen Zauber Liebe“ läßt bei schicksalhaften wie ausgelassenen Gelegenheiten der beschwingte Dichter den Vicensöhler, den Acharrener, den Jhringer Winkler, selbst den bescheidenen Ehling perlen und glücken. Im Ernst: auch im Preise des Weines hat Busse die Seele des „vulkanischen Schluchtgewirrs“ (wie ein vergessener Dichter, Wilhelm Jensen, den Kaiserstuhl mal nennt) in beglückendster Weise eingefangen und sein Wohl und Wehe saufen lassen.

**Roland Vetsch: Die Verzauberten. Roman.** (Verlag G. Grote, Berlin 1934; 282 S. Preis 3,50 und 4,80 RM.)

Wer nicht zu glauben vermag, daß auch jetzt noch allerorten das Wunder umgeht, der lese Roland Vetschs neuen Roman, seine Aufzeichnungen eines Komödianten „Die Verzauberten“ und mache sich bereit zu glückseliger Wanderschaft, zu abenteuerlicher Fahrt durch bunten Traum und toll verwegenen Zauber. Versunkene Wünsche steigen auf, gefesselte Sehnsucht reißt sich frei und läßt sich tragen von dem „tieferen Sinn alles Lebendigen, daß es wandern muß vom kleinsten Samenkorn bis zu den Sternen über uns“.

Wer glaubt, daß Roland Vetsch uns ohne diese tiefere Einstellung zu allem Wandernmüssen in ein untergegangenes Reich der Romantik zwingen will, der täuscht sich. Sein Land ist blühendes, üppiges behagendes Leben, es ist seine ureigene Heimat, die er uns in unerhörter Eindringlichkeit vor das Auge stellt. Gefesselt an seine Sehnsucht, erleben wir sein ewiges Wandernmüssen. Die Menschen, die er in seinem Roman verzaubert, daß sie selber Zauberer werden, sind erlebt.

Kein Wunder; denn in Roland Vetsch ist Komödiantenblut, ein Erbe seiner Vorfahren. Ehe er das wußte, trug er schon immer ein Ahnen in sich, daß irgendwann in seinem Stamm fahrendes Volk gewesen sein müsse. Von frühester Jugend beschäftigten sich seine Gedanken mit der seltsamen Welt des grünen Wagens. Seiltänzer, Wanderbühnenvolk, Zippelbrüder, immer wieder umkreisten sie ihn. Immer wieder neu reizte es ihn, für seine Romane und Novellen Stoffe und Gestalten aus dem Komödiantenleben zu wählen. Wir finden sie in seinem Erstlingswerk, das ihm den Weg gebahnt hat, im „Venedikt Pakenberger“, wir stoßen auf sie in seiner „Komödie Hedenmiller“, wir erleben sie in seinen seltsamen Käuzen, wir sind auch hier wieder in ihrem Bann.

Es ist eine ganz einfache Fabel, mit der Roland Vetsch seine „Verzauberten“ in Wirklichkeit treten läßt: eine Wander-

bühne verkracht, zwei Schauspieler treten als Zippelbrüder die Reise in die Welt an und leben ein neues, aufgeschlossenes und unabhängiges Dasein, bis sie sich wieder zurückfinden zum Ausgangspunkt ihrer glückseligen Fahrt, zum Vorhangsange.

Seine „Verzauberten“ sind ein Stück sieghaften Lebens. Das ist das Starke an diesem Werk, daß nicht irgendwelche Vaganten geschilbert werden, welche die Landstraße schludde und sie klein und häßlich enden läßt. Sie haben nichts gemein mit jenen, die, von der Gesellschaft ausgestoßen, sich vom Schicksal zerbrechen lassen, sie sind erfüllt von der Gewißheit, daß sie selbst und auch ihr Volk nicht so ohne weiteres untergehen können. Naturhafter Widerstand hält sie aufrecht gegen Verneinung und Unterweltstimmung. Sie bejahen aus mannhaftem Selbstbewußtsein und bewahren Vertrauen auf Gemeinschaftsleistungen. Fröhlich meistern sie ihr Schicksal und ernten dafür die Gaben ungehemmten, verklärten und verklärten Schauens. Sie sind beglückt von den vielfältigen Erlebnissen mit verzauberten Menschen und Dingen, in deren Bannkreis sie wandernd durch die Welt reisen. Sie sind der Landschaft verschwiebert. Tief eingedrungen sind sie in das Geheimnis der Wälder. In den Nächten leben sie in besonderer Tiefe ihr zweites Leben: „In solchen Sommernächten hört man die Melodie der Welt verborgen tönen, aber man muß ein waches Ohr haben für die verschlossenen Geräusche der Ewigkeit“.

Jeder von beiden ist ein „Bruder Niemand“, „ein Bündel glückseliges Leben“, vor keiner Arbeit schrecken sie zurück und wissen allem eine frohe Seite abzugewinnen.

Nirgendwo stoßen wir auf sentimentale Stimmungen, dafür aber ergötzt uns beglückender, befreiender Frohsinn, der über der Zeichnung der seltsamen Gestalten und ihrer Lebensgänge triumphiert. Hierin bewies sich Roland Vetsch wieder als Meister. Seine besonderen Käuze sind Charaktertypen, wie sie lebensvoller und einprägsamer nicht leicht einmaliger geformt werden können.

Es geht diesem Dichter jedoch nicht etwa nur darum, uns zu unterhalten, in angenehmer, lustiger Art, er erweist sich wohl als grandioser Fabulierer, der aber auch ganz unaufdringlich stark lehrt und Wirklichkeit in Traum und Traum in Leben wandelt.

**Elisabeth Walzer: Madleen kann nichts wissen!** Aus der Lebensgeschichte von zwei einsamen Kindern. (Herder & Co., Freiburg i. Br. 1934.)

Diese Erzählerin hat einen großen Erfolg gehabt mit der „Abenteuerlichen Reise des kleinen Schmiedelied“, und es wäre nicht eben erstaunlich, hätte so viel Zustimmung schreibenberische Betriebsamkeit erweckt. Um so mehr ist anzuerkennen, daß eine schöpferische Pause von vier Jahren folgte, als deren Ergebnis jetzt ein so ansprechendes Büchlein „Madleen kann nichts wissen!“ vorgelegt wird. Man glaubt der Verfasserin, daß viel eigenerlebtes Kindtum darin versenkt ist; aber dem eignet dann eine überpersönliche Gültigkeit. Die ungelinstete Bescheidenheit der Darstellung zieht an und macht das Lesen zu einem besinnlichen Vergnügen. Freuen wir uns dankbar, daß neben des Forzheimers Fritz Knöllers überaus innigen, an dieser Stelle gewürdigten, Kindergedicht „Männle“ gewissermaßen ein weibliches Gegenstück im Schwarzwald erwacht. Wir hoffen, daß Elisabeth Walzer künftige Früchte ihres Erzählertums ähnlich langsam reifen läßt und nicht durch berechtigter Erfolge zum Viel- und Schnell Schreiben verführt wird. Das möchte nämlich Verschleudern eines wertvollen Pfandes bedeuten, das zum Ruhm unserer badischen Dichtung nur in wertvoller Prägung unter die Leserschaft gebracht werden sollte.

**Hermann Schaab: Brot aus der Heimat.** Was der Sepp Eckert im Dorf, in der Stadt und in der kämpfenden Welt erlebt hat. (Herder & Co., Freiburg i. Br. 1934.)

Von Hermann Schaabs Buch habe ich mich noch nicht überzeugen lassen können, daß der Verfasser über das Verlangen hinaus, was heute auf dem literarischen Markt laut wird, auf einer zutiefst inneren, künstlerischen Herzensbedrängnis heraus sein Jugenderlebnis niedergeschrieben hat. Er wählt eines unaufdringlich heimatischen Stoff die Kindheit- und Jugendmannersfahrungen eines Bauernbuben aus dem Hühnerriedelgebiet. Wenn der Verfasser sagt, die alemannische Sprache bestimme sein Verhältnis zu Dichtung und Kunst, so ist das gewiß ein gesunder und aller süßlichen Ptererei abholder Weg weiser. Im ganzen aber sollte Schaabs Sprache über die anreicher (oft ohne Wortverzeichnis kaum verständlichen) alemannischen Einsprengsel oder Rückstände hinaus entnormalisiert, persönlicher gekräftigt, wesenhaft eigener werden. Einzelne Kapitel sind künstlerisch dicht und gedungen gebaut, andere weitläufig und für das Buch als ein Sprachkittwerk (nach Aufgabe und Ziel!) nicht genügend ausgewogen und dem Ganzen wichtigkeitsgemäß zugeformt. Ob Schaab also wirklich ein dichterischer Erzähler und nicht bloß ein könnerrischer Planer ist, muß er erst künftig noch beweisen. Das wollen wir nach diesem ersten Unternehmen gern abwarten, und der Verfasser mag sich ausreichend Zeit zum Reifeinfließen aufbringen.